

Jürgen Todenhöfer

Feindbild Islam

Zehn Thesen gegen den Hass

C. Bertelsmann



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier
Holmen Book Cream liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

1. Auflage
© 2011 by C. Bertelsmann Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Umschlaggestaltung: R·M·E Roland Eschlbeck/Rosemarie Kreuzer
Coverfoto: Julia Leeb
Satz: Uhl + Massopust, Aalen
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
ISBN 978-3-570-10135-3

www.cbertelsmann.de

»Ihr würdet euch wundern, mit wie wenig Verstand die Welt regiert wird«, hatte einst Papst Julius III. gesagt. Wie recht er hatte! Ignoranz ist oft genauso gefährlich wie Bosheit. Viele der Fehlentscheidungen des Westens gegenüber der muslimischen Welt hängen mit der Unkenntnis einfachster Fakten zusammen. Fünfzig Jahre lang habe ich mich bei meinen Reisen in muslimische Länder immer wieder wegen des abenteuerlichen Unsinn geschämt, den westliche Politiker und Publizisten über die muslimische Welt verbreiten.

Mit dieser Scham könnte man leben. Aber nicht mit den fürchterlichen Folgen, die die Ignoranz unserer Politiker in Afghanistan, im Irak und in anderen muslimischen Ländern angerichtet hat. Tausende junge Amerikaner und Hunderttausende Muslime mussten dafür sterben. Und sterben weiter.

Meine Thesen enthalten – wie alle Thesen – auch Verallgemeinerungen, auf deren Problematik ich ausdrücklich hinweise. Wenn ich vom »Westen« spreche, meine ich in erster Linie die großen westlichen Länder. Es gibt westliche Länder, die sich nie des Kolonialismus oder des Neokolonialismus schuldig gemacht haben. Und es gab und gibt im Westen zahllose Menschen, die sich zu allen Zeiten leidenschaftlich für eine faire Behandlung der Muslime eingesetzt haben.

Auch der Begriff »muslimische Welt« ist eine Verallgemeinerung, die der Vielfalt der islamisch geprägten Staaten nicht gerecht wird. Trotzdem habe ich diesen Begriff verwendet, um die großen Linien der Beziehungen zwischen Orient und Okzident in verständlicher Form aufzeigen zu können. Dass es letztlich trotz zahlloser Besonderheiten in den einzelnen Ländern einen tiefgreifenden Konflikt zwischen dem »Westen« und der »muslimischen Welt« gibt, lässt sich leider nicht bestreiten.

Die Thesen werden Kritik hervorrufen. Das akzeptiere ich. Aber vielleicht öffnen sie auch die Fenster zu einer anderen Sicht der muslimischen Welt – oder wenigstens zu einer fairen Diskussion. Nichts macht uns so verwundbar wie unsere Ignoranz.

1. Der Westen ist viel gewalttätiger als die muslimische Welt. Millionen arabische Zivilisten wurden seit Beginn der Kolonialisierung getötet.

Der große französische Historiker und Politiker Alexis de Tocqueville war ein leidenschaftlicher Vorkämpfer individueller Freiheit. Stets hatte sie für ihn Vorrang vor Gleichheit. Ungleichheit kam für ihn »unmittelbar von Gott«. Kein Wunder also, dass der aufgeklärte Staatsmann wie die meisten seiner Zeitgenossen für Rassengleichheit nicht zu haben war.

In seinem 1835 erschienenen Hauptwerk *Über die Demokratie in Amerika* stellte Tocqueville die für jene Zeit charakteristische Frage: »Hat man beim Anblick der Vorgänge in der Welt nicht den Eindruck, dass der Europäer für andere Rassen das ist, was der Mensch für die Tiere bedeutet? Er macht sie seinem Dienst untertan, und wenn er sie nicht mehr unterjochen kann, vernichtet er sie.« Für den liberalen Denker gab es »keinen Grund, die muslimischen Subjekte so zu behandeln, als wären sie uns gleich«.

Nicht anders hat der Westen die muslimische Welt während der letzten zweihundert Jahre behandelt. Arabische Familien wurden in der Kolonialzeit wie »Hyänen, Schakale und räudige Füchse« gejagt. Die Strategie, mit der die Kolonialherren im 19. Jahrhundert den Widerstand gegen ihre »Zivilisierungsmission« brachen, hieß: »ruinieren, jagen, terrorisieren« (Olivier Le Cour Grandmaison).

In Algerien wurden mehrfach ganze Stämme, die sich in Höhlen geflüchtet hatten, »ausgeräuchert« (»Enfumades«). Der französische Oberst Lucien-François de Montagnac schrieb 1842 in einem Brief aus Algerien: »Wir töten, wir erwürgen. Die Schreie der Verzweifelten, der Sterbenden mischen sich mit dem Lärm des brüllenden, blökenden Viehs. Ihr fragt mich, was wir mit den Frauen machen. Nun, wir behalten einige als Geiseln, andere tauschen wir gegen Pferde, der Rest wird wie Vieh versteigert.« Um seine dunklen, depressiven Gedanken zu vertreiben, lasse er manchmal einfach

»Köpfe abschneiden. Keine Artischockenköpfe, Menschenköpfe.«

Louis de Baudicour, französischer Schriftsteller und Kolonist in Algerien, schilderte eine der vielen Schlächtereien: »Hier schnitt ein Soldat aus Spaß einer Frau die Brust ab, dort nahm ein anderer ein Kind an den Beinen und zerschmetterte seinen Schädel an einer Mauer.« Victor Hugo berichtete von Soldaten, die sich gegenseitig Kinder zuwarfen, um sie mit der Spitze ihrer Bajonette aufzufangen. Für in Salz eingelegte Ohren gab es 100 Sous. Abgeschnittene Köpfe wurden noch höher prämiert. Arabische Gebeine wurden zeitweise zu Tierkohle verarbeitet (Olivier Le Cour Grandmaison).

Napoleon III. aber sah die Hand Gottes am Werk: »Frankreich ist die Herrin Algeriens, weil Gott dies gewollt hat.« Die Algerier sahen das anders. Doch sie mussten für ihre Freiheit einen hohen Blutzoll zahlen. Allein im Unabhängigkeitskrieg zwischen 1954 und 1962 wurden achttausend algerische Dörfer von der französischen Luftwaffe durch Napalmbomben zerstört. Auch vonseiten des FLN, des algerischen Front de Libération Nationale, gab es grauenvolle Akte des Terrors. Albert Camus hat zu Recht darauf hingewiesen. Aber zahlenmäßig stehen sie in keinem Verhältnis zu den Gewalttaten der Kolonialisten.

Insgesamt töteten diese während ihrer 130 Jahre dauernden, angeblich christlichen »Zivilisierungsmission« nach algerischen Angaben weit über zwei Millionen Al-

gerier. Selbst französische Schätzungen gehen von über einer Million getöteten Algeriern und hunderttausend getöteten Franzosen aus.

Den von Großbritannien kolonialisierten Irakern erging es nicht wesentlich besser. Winston Churchill warf ihnen 1920 wegen ihres Aufstands gegen die britische Unterdrückung »Undankbarkeit« vor. Er setzte chemische Waffen ein – »mit ausgezeichnete moralischer Wirkung«, wie er anmerkte. »Bomber Harris«, der geistige Vater des »moral bombing«, der im Zweiten Weltkrieg Weltruhm erlangte, erklärte nach einem Luftangriff stolz: »Die Araber und Kurden wissen jetzt, was eine richtige Bombardierung ist. In 45 Minuten fegen wir ein ganzes Dorf weg.«

Bombenangriffe galten auch als effektive Methode zum Eintreiben von Steuern. Der Royal-Air-Force-Offizier Lionel Charlton quittierte 1924 erschüttert seinen Dienst, nachdem er in einem Krankenhaus die verstümmelten Opfer gesehen hatte. Er ahnte nicht, dass sein Land achtzig Jahre später den Irak erneut bombardieren würde.

In Libyen warfen die damaligen italienischen Kolonialisten Fässer mit Phosgen und Senfgas auf Aufständische und Zivilbevölkerung. Stammesführer wurden in Flugzeuge gepackt und aus schwindelnder Höhe abgeworfen. Über hunderttausend Zivilisten wurden in Wüstenlager deportiert, die Hälfte ging kläglich zugrunde. Libysche Mädchen wurden für die Kolonialtruppen als

Sexsklavinnen gehalten. Die Spanier setzten während der Kabylenaufstände in Marokko ebenfalls chemische Waffen ein. Die Folgen waren auch hier grauenvoll.

Als Vorbild für die Behandlung der Araber galt die erfolgreiche Ausrottungsstrategie der Europäer gegenüber den Indianern Amerikas. Der rassistisch-zivilisatorische Überlegenheitswahn jener Zeit kannte keine Grenzen. Gustave Le Bon, genialer Begründer der Massenpsychologie, leider aber auch unerbittlicher Kämpfer gegen den »Gleichheits-Aberglauben«, teilte die Menschen in vier Klassen ein: Die australische und amerikanische Urbevölkerung galten als »primitive Rasse«, die »Neger« als »niedere«, die Chinesen und Araber immerhin als »mittlere«, die Indoeuropäer aber als »höhere Rasse«.

Auch nach dem Zweiten Weltkrieg hat der Westen die Araber oft als Untermenschen »auf der Stufe eines höheren Affen« behandelt (Jean-Paul Sartre). Dies gilt für die Entkolonialisierungskriege, für die häufigen Interventionen zur Sicherung der Rohstofftransportwege, für die Palästinafrage genauso wie für die von den USA und Großbritannien erzwungenen Iraksanktionen. Allein durch diese laut Vatikan »perversen« Strafmaßnahmen starben nach UNICEF-Angaben schon vor dem letzten Irakkrieg über 1,5 Millionen irakische Zivilisten, darunter rund 500 000 Kinder. Laut Madeleine Albright, der damaligen UN-Botschafterin der USA, war die Eindämmung Saddam Husseins den Tod einer halben Million Kinder wert (»we think the price is worth it«).

Auch der 2003 vom Zaun gebrochene Irakkrieg zeigte eine atemberaubende Missachtung der muslimischen Welt. Schon beim Einmarsch der US-geführten Truppen wurden Tausende Zivilisten getötet. Unzählige wurden – zum Teil durch uranverseuchte Munition – zu Krüppeln gebombt.

»Iraq Body Count« geht bis Ende 2009 von ca. 100 000 getöteten Irakern aus. Die Organisation nimmt allerdings nur Todesfälle auf, über die in mindestens zwei englischsprachigen Medien berichtet wurde. Die Familien irakischer Widerstandskämpfer haben jedoch in der Regel kein Interesse daran, dass bekannt wird, dass ihre Söhne im Kampf gegen die irakische Regierung oder gegen die US-Besatzungstruppen gefallen sind. Dies würde die gesamte Familie gefährden.

WikiLeaks berichtet von 109 000 Toten. Doch WikiLeaks standen nur amerikanische Dokumente zur Verfügung, die – aus welchen Gründen auch immer – größere Militäraktionen der USA wie die Schlachten um Falludscha nicht enthalten. Auch das blutige erste Kriegsjahr 2003 fehlt in dem von WikiLeaks veröffentlichten Material.

So erstaunt es nicht, dass eine in der angesehenen medizinischen Fachzeitschrift »Lancet« veröffentlichte Studie unabhängiger amerikanischer und irakischer Ärzte zu dem Ergebnis kommt, dass allein bis Juni 2006 über 600 000 Iraker auf gewaltsame Weise im Kriegschaos ihr Leben verloren haben.

Eine vom US-Kongress beauftragte und vom amerikanischen Ex-Außenminister James A. Baker geleitete Untersuchung räumte im Dezember 2006 selbstkritisch ein: Bezüglich der Gewalt im Irak gebe es »erhebliche Datenerfassungsmängel«. Als man für einen bestimmten Tag des Juli 2006 93 offiziell berichtete Gewaltakte näher untersucht habe, habe sich herausgestellt, dass es in Wirklichkeit 1100 Gewaltakte gegeben habe. Ein leitender Mitarbeiter des Bagdader Leichenschauhauses erklärte resigniert: »Wenn bei mir in Bagdad an einem Tag 50 Tote eingeliefert wurden, hörte ich abends im Fernsehen, im gesamten Irak seien gerade einmal zehn Menschen getötet worden. Das machen die absichtlich.«

Eine Untersuchung des unabhängigen britischen Forschungsinstituts ORB vom Januar 2008 kommt auf über eine Million getötete und ebenso viele verwundete Iraker. In Bagdad habe fast jeder zweite Haushalt ein Mitglied verloren. Saddam Hussein hatte in den 23 Jahren seiner Herrschaft laut »Human Rights Watch« den Tod von 290 000 irakischen Zivilisten zu verantworten.

Wie nicht anders zu erwarten, sind die »Lancet«-Studie und die ORB-Analyse auf empörten Widerspruch aller am Krieg beteiligten Regierungen gestoßen. Die wirklichen Zahlen werden wir nie erfahren. Wer will schon die mörderische Wahrheit eines Krieges der Lügen erfahren?

Inzwischen ist die Zahl der täglichen Todesfälle im Irak zurückgegangen. Aber noch immer herrscht Chaos.

Der Bevölkerung geht es heute schlechter als unter Saddam Hussein (Kofi Annan). Es dürfte nicht viele Iraker geben, die sagen: »Großartig, unser Land ist zerstört, Hunderttausende Mitbürger sind tot, Millionen sind noch immer auf der Flucht, das friedliche Miteinander der Religionen ist zerbrochen, die Kindersterblichkeit ist eine der höchsten der Welt, es gibt kaum Strom, Wasser und Medikamente, Arbeitslosigkeit und Inflation sind auf über 50 Prozent gestiegen, auf die Straße kann man auch kaum noch – aber es hat sich gelohnt, Saddam ist weg.« Die einzigen Nutznießer dieses Chaos sind der Iran und der politische Extremismus.

Ist es da eine Überraschung, dass nach der letzten Umfrage von BBC und ABC 80 Prozent aller Iraker, egal ob Schiiten oder Sunniten, den Abzug der fast 50 000 noch im Irak stehenden US-Soldaten fordern? Von den zahllosen privaten »Sicherheitsfirmen« à la Blackwater ganz zu schweigen.

Nicht ein einziges Mal in den letzten zweihundert Jahren hat ein muslimisches Land ein westliches Land angegriffen. Angreifer waren immer die europäischen Großmächte oder die USA. Allein die arabischen Länder mussten in diesem Zeitraum mehr als zwanzig Kriege und Invasionen westlicher Länder über sich ergehen lassen. Seit Beginn der Kolonialisierung wurden Millionen arabische Zivilisten getötet. Der Westen führt in der traurigen Bilanz des Tötens mit weit über 10:1.

Die aktuelle Diskussion über die angebliche Gewalttätigkeit von Muslimen stellt die historischen Fakten völlig auf den Kopf. Der Westen war und ist viel gewalttätiger als die muslimische Welt. Nicht die Gewalttätigkeit der Muslime, sondern die Gewalttätigkeit einiger westlicher Länder ist das Problem unserer Zeit. Wir haben die Muslime in den letzten Jahrhunderten gnadenlos unterdrückt.

Der deutsche Historiker Alexander Demandt schreibt in seiner *Kleinen Weltgeschichte*: »Geistlicher Missionsdrang und weltlicher Entdeckergeist, Abenteuerlust und Gewinnsucht haben der »Weißen Rasse« die Welt erschlossen. Ihrem kriegerischen Wikingergeist, ihren wirksamen Waffen und ihrer technisch überlegenen Zivilisation war keine andere Kultur gewachsen.« Auch nicht die muslimische.

Welch ein propagandistisches »Meisterwerk«, wenn sich der Westen nun als Opfer der Gewalttätigkeit der muslimischen Welt darstellt, der leider immer wieder in die rohstoffreichen muslimischen Länder einmarschieren müsse, um in Frieden und Freiheit leben zu können!

Es ist zynisch, wenn westliche Geistesgrößen nun mit sorgenvoller Miene fragen, wie es denn zum Niedergang der einst »militärisch, ökonomisch und kulturell weit überlegenen arabischen Zivilisation« kommen konnte (Hans Magnus Enzensberger). Der Westen hat durch seine ständigen militärischen Interventionen und durch die Kolonialisierung, mit der er seine Industrialisierung

finanzierte, entscheidend dazu beigetragen. Er hat bei seinem Rückzug aus den Kolonien ausgeplünderte und ausgeblutete Länder zurückgelassen.

Zu Beginn der Kolonialisierung Algeriens im Jahr 1830 betrug dessen Alphabetisierungsquote 40 Prozent. Sie war damit mindestens so hoch wie die Frankreichs. Die einmarschierenden französischen Soldaten waren meist ungebildeter als das Volk, das sie zivilisieren sollten (Eric Hobsbawm). 1962, beim Abzug der französischen Besatzungstruppen, lag die Alphabetisierungsquote Algeriens unter 20 Prozent.

Der Kolonialismus hat der arabischen Welt – in einer weltwirtschaftlich entscheidenden Zeit – weit über hundert Jahre Entwicklung gestohlen. Resigniert stellte Tocqueville 17 Jahre nach der Eroberung Algeriens durch Frankreich fest: »Die Lichter sind erloschen. Wir haben die muslimische Gesellschaft ärmer, unwissender und unmenschlicher gemacht.«

2. Nichts fördert den Terrorismus mehr als die »Antiterror-Kriege« des Westens. Sie sind ein Terrorzuchtprogramm.

Der westliche Kolonialismus wütete in fast allen Teilen der Welt. Aber in den erdölreichen Staaten des Mittleren Ostens hat er bis heute nicht wirklich aufgehört. Das unterscheidet diese Region von anderen Regionen

der Welt und macht sie zum Nährboden des sogenannten muslimischen Terrorismus.

Wer den Terrorismus muslimischer Extremisten verstehen will, muss versuchen, die Welt einmal aus der Sicht eines Muslims zu betrachten. Ein junger Muslim, der regelmäßig Fernsehnachrichten verfolgt, sieht Tag für Tag, Jahr für Jahr, wie im Irak, in Afghanistan, in Pakistan, in Palästina und anderswo muslimische Frauen, Kinder und Männer durch westliche Waffen, westliche Verbündete und westliche Soldaten sterben.

Terrorismus ist immer unentschuldig. Aber objektiv betrachtet ist der »muslimische Terrorismus« die gewalttätige Antwort einer winzigen extremistischen Minderheit auf die seit Jahrhunderten kontinuierlich gewalttätige Politik westlicher Mehrheiten.

Trotzdem bevorzugt die Mehrheit der Muslime ganz andere Wege, um sich aus ihrem Elend zu befreien. Die Volksaufstände in der arabischen Welt, die ich intensiv miterlebt habe, unterstreichen das eindrucksvoll. Die Mehrheit der Muslime in Tunesien, Ägypten, Libyen, Marokko und allen anderen muslimischen Ländern will Freiheit und Würde, nicht Gewalt und Terror. Sie distanziert sich bei jeder Gelegenheit mit großem Nachdruck von terroristischen Organisationen. Al-Qaida spielt bei der »Arabellion« nicht einmal eine marginale Rolle. Es sind unsere unsinnigen Kriege, die terroristischen Minderheitsorganisationen wie Al-Qaida immer wieder neues Leben einhauchen.

Der extremistische Islamismus war zu Beginn des Jahres 2001 weltweit am Ende. Der Traum, die innenpolitischen Probleme des Iran oder Afghanistans durch radikale Islamisierung zu lösen, war zum Albtraum verkommen (Gilles Kepel). Verbittert realisierten die Muslime, dass die rigorosen Mullahs aus ihren Ländern trostlose Religions-Polizeistaaten gemacht hatten. Im Blitzkrieg der USA hat das afghanische Volk die Taliban demonstrativ allein gelassen – in der Geschichte Afghanistans ein ungewöhnlicher Vorgang.

Angesichts dieses offenkundigen Scheiterns des muslimischen Extremismus war der Angriff von Al-Qaida auf New York und Washington nicht nur ein Racheakt, sondern auch der Versuch eines Befreiungsschlags: Er sollte durch diabolische Kühnheit und geniale mediale Inszenierung den Extremisten die Sympathien der Massen zurückgewinnen. Er sollte sie aus ihrer Außenseiterrolle wieder ins Zentrum der Diskussion rücken. Er sollte die USA zu einer Überreaktion provozieren, die dem muslimischen Extremismus wieder Rückenwind geben würde.

Dass die Falken der US-Regierung auf eine solche Gelegenheit geradezu sehnsüchtig gewartet hatten, macht alles nur noch absurder. Al-Qaida wollte provozieren, und die Bush-Administration wollte provoziert werden.

Zumindest die Provokations-Rechnung von Al-Qaida ist voll aufgegangen. Al-Qaida bombte sich auf die Titelseiten der Weltpresse, und der folgende Raketenhagel der

USA sorgte dafür, dass Al-Qaida dort blieb. Die unzähligen Bomben auf die Häupter talibanmüder afghanischer Zivilisten haben dem am Boden liegenden muslimischen Extremismus wieder auf die Beine geholfen. Die Afghanen wollten zwar die von den Geheimdiensten der USA, Saudi-Arabiens und Pakistans mitgeschaffenen Taliban und Al-Qaida gerne wieder loswerden. Aber dass dafür Tausende afghanischer Zivilisten zu Tode gebombt wurden und ihr Land erneut von ausländischen Soldaten besetzt wurde, verstanden sie nicht.

Die Afghanen verstehen diesen Krieg bis heute nicht. Genauso wenig die Iraker. Keiner der Terroristen, die das World Trade Center angegriffen hatten, stammte aus Afghanistan oder dem Irak. Sie kamen aus Saudi-Arabien, Ägypten, den Vereinigten Arabischen Emiraten, dem Libanon – und aus Deutschland, das für die Attentäter eine mindestens ebenso große Rolle spielte wie Afghanistan.

Um ihr ideologisches Oberhaupt, den Saudi-Araber Bin Laden, auszuschalten, hätte es effektivere und intelligentere Methoden gegeben als die Bombardierung Kabuls. Der Kommandoeinsatz von Abbottabad am 2. Mai 2011 hat das trotz aller rechtlichen Probleme und Unzulänglichkeiten unter Beweis gestellt. Eine ähnliche Kommandoaktion wäre schon im Winter 2001 in Tora Bora möglich gewesen. Der Erfolg von Abbottabad hat den gesamten Afghanistankrieg ad absurdum geführt.

Doch die US-Führung wollte den Krieg. So konnten muslimische Extremisten, wie bereits beim sowjetischen Einmarsch 1979, erneut weltweit zum Kampf gegen fremde Invasoren aufrufen und Hass gegen den Westen schüren. Die Wahlsiege Ahmadinedschads und der Hamas, der Aufstieg des muslimischen Extremismus im einst säkularen Irak und das Wiedererstarken der Taliban in Afghanistan haben viel mit der Brutalität und Torheit der Antiterror-Kriege zu tun.

Die radikalen Kräfte im Westen und in der muslimischen Welt haben sich gegenseitig hochgeschaukelt. Letztlich war Bin Laden der beste Stichwortgeber George W. Bushs und umgekehrt. Wir müssen dieses tödliche Schaukelspiel zwischen Terroristen und Antiterroristen so schnell wie möglich beenden.

Wir sind nicht legitimiert, überall auf der Welt mit Kriegen gegen extremistische Bewegungen vorzugehen. Genauso wenig, wie wir berechtigt sind, weltweit diktatorische Regime militärisch zu bekämpfen – auch nicht das des grauenvollen Gaddafi. Wir haben nicht das Recht, die Welt in ein blutig-chaotisches Schlachtfeld zu verwandeln, um unsere politischen Vorstellungen durchzusetzen. Westliche Bomber, Drohnen und Kampftruppen haben im Irak, in Afghanistan, in Pakistan, im Jemen und auch in Libyen nichts verloren.

Die muslimischen Länder müssen ihre innenpolitischen Probleme in erster Linie selbst ausfechten und ihre Revolutionen selbst zum Erfolg führen. Auch dort, wo Ex-

tremismus in Terrorismus abgeleitet, ist es in erster Linie Aufgabe nationaler Kräfte, ihn zu bekämpfen. Sie dürfen nur in extremen Sonderfällen mit Zustimmung des UN-Sicherheitsrats durch internationale Polizei-Spezialkommandos verstärkt werden. Ausländische Interventionen müssen die absolute Ausnahme sein.

Das gilt vor allem für Kriege. Der Schaden, den Kriege anrichten, ist auch dort, wo ausnahmsweise ehrliche humanitäre Motive dahinterstehen, meist größer als der Nutzen. Krieg tötet fast immer die Falschen. Der Kampf gegen den Terrorismus, der bei Weitem nicht das wichtigste Thema unserer Zeit ist, wird weder am Hindukusch noch in Bagdad militärisch entschieden. Die Entscheidung fällt in den Herzen der 1,5 Milliarden Muslime, die in Ost und West, Nord und Süd die Politik des Westens genau beobachten. Mit jedem durch westliche Bomben getöteten muslimischen Kind stärken wir weltweit terroristische Minderheiten, versinken wir tiefer in den Widersprüchen unserer eigenen Politik.

Vor allem der Luftkrieg ist als Mittel der Terrorismusbekämpfung kläglich gescheitert. Bin Laden konnte im Winter 2001 trotz pausenloser Bombenangriffe aus Tora Bora entkommen, weil sich rund um die Höhlen, in denen er vermutet wurde, mehr Journalisten befanden als amerikanische Soldaten.

Fast gleichzeitig konnte Taliban-Chef Mullah Omar auf einem Motorrad die lichten Reihen der amerikanischen Truppen durchbrechen. Tora Bora ist das groteske

Symbol der Torheit des kriegerischen Antiterrorkreuzzugs. Ein bizarreres Slapstick-Finale wäre selbst Cervantes, dem Schöpfer Don Quijotes, nicht eingefallen.

3. Terrorismus ist kein typisch muslimisches, sondern ein weltweites Problem.

Einer der Lieblingssätze der aktuellen Terrorismusdiskussion lautet: »Nicht alle Muslime sind Terroristen, aber alle Terroristen sind Muslime.« Er ist – wie so vieles in der Diskussion über die muslimische Welt – schlicht falsch.

Bis zum 11. September 2001 galten die hinduistischen »tamilischen Befreiungstiger« aus Sri Lanka als tödlichste Terrororganisation der Welt. Sie – und nicht Al-Qaida – professionalisierten in ihrem Kampf um Unabhängigkeit den Selbstmordterrorismus bis zur Perfektion. Sie wurden weltweit bis ins Detail kopiert, vor allem im Nahen Osten. Aber die »Tamil Tigers« töteten keine Westler. Über ihre Anschläge wurde bis zu ihrer Vernichtung im Jahr 2009 daher meist nur in Kurzmeldungen berichtet.

Terrorismus gab es zu allen Zeiten und unter allen Vorzeichen. Neben christlichen Terroristen wie George Habash, die jüdische Siedler brutal ermordeten, gab es auch »zionistische Terrororganisationen« – wie die »Irgun« Menachem Begins sowie die sich selbst terroris-

tisch nennenden »Kämpfer für die Freiheit Israels« Jitzchak Schamirs. Sie kämpften mit Terror gegen Briten und Araber für ein freies Israel – auch gegen Zivilisten.

17 der 29 von der EU offiziell als terroristisch eingestuftten Organisationen haben mit dem Islam nichts zu tun. Diese »marxistischen«, »antiimperialistischen«, »antikapitalistischen«, »hinduistischen« oder »Sikh«-Terrororganisationen haben weltweit unzählige Zivilpersonen auf dem Gewissen. In Uganda mordete jahrzehntelang die christliche »Lord's Resistance Army«. Ihr Anführer Joseph Kony wollte auf der Basis der Zehn Gebote einen christlichen Gottesstaat errichten. Im öffentlichen Bewusstsein des Westens spielen all diese nicht-muslimischen Terrororganisationen keine Rolle. Weil sie keine Gefahr für zentrale westliche Interessen darstellen und weil sie keine Westler töten.

Nach Angaben der europäischen Polizeibehörde »Europol« gab es im Jahr 2010 in den Ländern der Europäischen Union 249 Terroranschläge. Davon gingen lediglich drei auf »islamistische« Attentäter zurück. Nicht 200, nicht 100 – drei! Die meisten Anschläge (160) wurden von militanten Unabhängigkeitsbewegungen verübt – wie zum Beispiel der baskischen Untergrundorganisation ETA. Die Zahlen der Vorjahre sind genauso eindeutig: 2009 hatte sogar nur einer von 294 Terroranschlägen einen islamistischen Hintergrund, 2008 einer von 515 und 2007 vier von 583.

All das hindert führende westliche Politiker nicht daran, weiter ihren terroristischen Lieblingssatz hinauszuposaunen, alle Terroristen seien Muslime. Was ist der Grund für diese fast schon grotesk falsche Darstellung des internationalen Terrorismus? Braucht der Westen derartige Übertreibungen und Verzerrungen zur Begründung seiner aggressiven Machtpolitik im Mittleren Osten – nachdem Colin Powell in den 90er-Jahren beunruhigt festgestellt hatte, den USA gingen langsam »die Monster« aus?

Im erdölreichen Mittleren Osten waren nach dem offiziellen Ende der Kolonialzeit an die Stelle der Kolonialmächte häufig finanziell und militärisch abhängige Marionettenregierungen getreten, Schachfiguren im geopolitischen Spiel der westlichen Großmächte. Wer nicht mitspielte, wurde belehrt, dass es ein Selbstbestimmungsrecht der Völker nur dort gibt, wo dies westlichen Interessen nicht widerspricht.

Freiheit hieß nie Freiheit von uns. Man kann dies in Erinnerung an den 1951 demokratisch gewählten und zwei Jahre später von der CIA und den Briten gestürzten iranischen Ministerpräsidenten Mohammad Mossadegh das »Mossadegh'sche Gesetz« nennen. Wer diesem Gesetz zuwiderhandelt, wird meist sehr schnell im Rahmen einer intensiven Medienkampagne zum »Schurken« umtituliert, weggeputscht oder weggebombt. Die mediale Produktion und anschließende Beseitigung von Bösewichten ist eine Spezialität westlicher Außenpolitik.

Wie das Beispiel Gaddafi zeigt, kann die Ernennung zum »Schurken« nicht nur jederzeit rückgängig, sondern auch blitzschnell wieder reaktiviert werden. Schurke ist, wer das Spiel des Westens nicht mitspielt. Autokratische Führer, Diktatoren und Monarchen hingegen, die auf der Seite des Westens stehen, dürfen nach Herzenslust foltern, unterdrücken und sich grenzenlos bereichern. Der Ägypter Hosni Mubarak und der Tunesier Ben Ali waren jahrzehntelang zwei Beispiele von vielen. Bis das Volk sie davonjagte.

Im Westen besonders geschätzt waren die Folterkeller Gaddafis, nachdem dieser 2003 seine Massenvernichtungswaffen zerstört hatte und dafür wieder in die Weltgemeinschaft aufgenommen worden war. Romano Prodi nannte ihn »il mio fratello« (meinen Bruder), und die USA übergaben ihm aussageunwillige Terrorverdächtige zur effektiveren Vernehmung. Niemand folterte besser als Gaddafi.

Dass Nicolas Sarkozy ihm 2008 in Paris zu seinem persönlichen Schutz einen gepanzerten Allrad-Mercedes mit Tarnkappentechnologie übergab und dass die englische Regierung ihm im Rahmen ihrer herzlichen Zusammenarbeit mutige Regimegegner ans Messer lieferte, rundet das traurige Bid westlicher »Schurkenpolitik« nur ab.

Selbst der vom »Partner« zum »Schurken« umbenannte Saddam Hussein könnte noch heute ungehindert schalten und walten, wenn er Partner der USA geblieben wäre. Das Massaker von Dujail, das 148 Menschen das

Leben kostete und für das er 2006 hingerichtet wurde, fand 1982 statt. Saddam war damals für die USA einer der wichtigsten Akteure im Mittleren Osten und führte mit westlicher Unterstützung Krieg gegen den Iran Khomeinis.

Donald Rumsfeld besuchte Saddam 1983 – ein Jahr nach dem Massaker – als Sonderbeauftragter des US-Präsidenten, obwohl er über Dujail genau informiert war. Saddam war schließlich unser antiislamistischer Kampfgenosse, den Deutschland mit Komponenten für chemische Waffen, Frankreich mit Kampfflugzeugen und die USA mit Satellitendaten über iranische Stellungen versorgten.

Dem Westen – wie auch anderen Machtblöcken – ging es im Mittleren Osten nie um Menschenrechte und Demokratie. Er kämpfte und kämpft immer nur um seine Interessen – zum Beispiel um Öl. Wenn auf der anderen Seite »Schurken« und »Terroristen« stehen, ist das Kriegführen erheblich leichter – vor allem an der Heimatfront. Also werden Schurken und Terroristen produziert – je nach Bedarf.

Die Menschen des Mittleren Ostens haben dieses Spiel seit Langem durchschaut. Die zynische Entmenschlichung im Namen der Menschenrechte, an die die blutigen Bilder aus dem Irak, Afghanistan, Pakistan und anderen muslimischen Ländern jeden Tag erinnern, hat sich tief in das kulturelle Gedächtnis der Muslime eingebrannt. Samuel Huntington hat zumindest mit einer